

stadt:pilot

November 2021

20

Der nächste Hitzesommer
kommt bestimmt. Wie in
Zukunft ein gutes urbanes
Leben gelingen kann

MAGAZIN
zu den Pilotprojekten
der Nationalen
Stadtentwicklungspolitik



Stadt & Klima

In diesem Jahr wurde Klimaneutralität in Deutschland gesetzlich vorgezeichnet – und einem »Weiter so« in der Krise der Weg abgeschnitten. Nun bedarf es Entschlossenheit bei allen Beteiligten, das eigene Handeln auf den Prüfstand zu stellen. Das ist eine riesige Aufgabe, die einen Perspektivwechsel, mutige Allianzen und Gestaltungswillen in nahezu allen gesellschaftlichen Bereichen erfordert. Daher fragen wir im aktuellen Heft: Was muss sich nun konkret in unseren Städten ändern? Und wie können Maßnahmen des Klimaschutzes nicht nur aus einer Defensive heraus entwickelt, sondern als Weg in eine lebenswertere urbane Zukunft konzipiert werden? Mit welchen Instrumenten können wir den Wandel erfassen und vor allem: gestalten? Ein Blick in die Pilotprojekte zeigt, welche neuen Qualitäten des Aufenthalts, des Konsums, der Fortbewegung und des kulturellen Miteinanders entstehen können. Sie erwecken eine Vorstellung davon, wie klimafreundliches Zusammenleben in der Stadt aussehen und vor allem, dass es Spaß machen kann. Kreative Konzepte wie diese zeigen: Der Beitrag jedes einzelnen, mutigen Schrittes in Richtung Klimaschutz und -anpassung zählt, damit in der Summe Großes bewirkt wird. In diesem Sinne – lassen Sie sich inspirieren!

03

MEINUNGSKLIMA

Drei zentrale Fragen zum Thema – gestellt an acht verschiedene Stadt-Akteure

08

AUFGEPOPPT

Ludwigsburg zeigt:
Mehr Klimaschutz und Resilienz machen Städte schöner

12

MEHR WILDNIS WAGEN

Wichtig auch fürs Klima:
Vielfalt und neuartige
Rituale gelebter Demokratie
in der Stadt

14

WISSEN ZUM AUFSaugen

Unser Schaubild erklärt das
Schwammstadt-Prinzip

16

WERDEN WIR KONKRET

Vom Reden zum Handeln:
Wertvolle Anregungen
und Hilfestellungen vom BBSR

18

STADT IM STRESS

Zwei Anregungen, wie das
Memorandum Urbane Resilienz
jetzt zügig umgesetzt
werden kann

19

WANDEL À LA WEKERLE

So schön kann klimagerechtes
Zusammenleben in Städten sein –
Projektbesuch in Budapest

23

KOLUMNE

Stephan Willinger plädiert für
Stadtentwicklung mit Millionen
von Arten

24

WAS WÄRE, WENN ... ?

Ein Nürnberger Pilotprojekt will
mit packenden Inszenierungen zu
mehr Resilienz anregen

26

IMPRESSUM

Was bedeutet der Klimawandel für unsere Städte ganz konkret? ⁽¹⁾

Was muss sich ändern? ⁽²⁾



Kunst darf auch
zum Schmunzeln anregen.
Aber die Folgen der
Klimakrise werden ernst

Foto: Hot With The Chance of a Late Storm @ James Dive

Visionen

Drei zentrale Fragen,
die wir acht Menschen
gestellt haben. Stadt-
Akteuren, die sich auf
ganz verschiedene Arten
mit dem Thema Stadt
& Klima befasst haben.
Hier ihre Antworten

Wie kommen wir vom Reden zum Handeln? ⁽³⁾



Foto: Laurence Chaperon

Helmut Dedy ist Hauptgeschäftsführer des Deutschen Städtetages und Geschäftsführer des Städtetages NRW

»Wir alle müssen unsere Art zu leben überprüfen«

(1)

An erster Stelle steht der Klimaschutz. Und das wird teuer. Städte müssen investieren in die Verkehrswende, die Gebäudemodernisierung oder die Fernwärme. Aber auch die Folgen des Klimawandels verlangen teure Anpassungen. Mehr Starkregen, Hitzetage und Stürme sind zu bewältigen. Mit den Einnahmen der Städte allein wird es nicht gehen. Bund und Länder müssen nachlegen.

(2)

Wir brauchen kluge Anreize, damit die Menschen auf nachhaltigere Verkehrsmittel umsteigen, in Energieeffizienz investieren oder erneuerbare Energien nutzen. Klimafreundlichere Alternativen müssen sich lohnen. Dazu muss der CO₂-Preis deutlich schneller steigen – von heute 25 Euro auf mindestens 50 Euro je Tonne. Damit es keine soziale Schieflage gibt, braucht es einen klugen Ausgleich für die Verbraucherinnen und Verbraucher und günstigere Preise für grünen Strom.

(3)

Die Städte handeln doch längst. Sie investieren in die Verkehrswende, schaffen Frischluftschneisen, renaturisieren Bäche, begrünen Dächer, isolieren Gebäude, pflanzen klimaresistente Bäume und vieles mehr. Aber es geht nicht ohne die Menschen – wir alle müssen unsere persönliche Art zu leben überprüfen.

»Klimaschutz muss Pflichtaufgabe werden«

(1)

Der Klimawandel hat schon begonnen, wie wir durch die Hitze- und Trockenjahre 2018/2019 oder die Starkregen-Fluten im Juli 2021 erfahren mussten. Und das bei gerade mal gut einem Grad globaler Erwärmung. Wenn wir die Emissionen nicht deutlich reduzieren, wird es bis zum Jahr 2100 noch erheblich wärmer werden. Mit katastrophalen Folgen – von deutlich mehr Hitzetoten über Verluste an Arbeitsproduktivität, Wasserknappheit bis zu sehr teuren Überflutungsschäden.

(2)

Klimaschutz und Klimaanpassung müssen Pflichtaufgaben der Kommunen werden, und Bund und Länder müssen im Gegenzug die Kommunen finanziell in die Lage versetzen, diese zu erfüllen. Klimaschutz und Klimaanpassung sind strategische Zukunftsfragen unserer Städte, die als Querschnittsaufgaben gedacht und zur Chef- beziehungsweise Chefinnensache gemacht werden müssen.

(3)

Indem der Bund die rechtlichen und Bund und Länder die finanziellen Rahmenbedingungen dafür schaffen. Und in einer neuen Version der Neuen Leipzig-Charta wünsche ich mir die Aufnahme des Ziels der Klimaresilienz in die strategischen Grundlagen der Stadtentwicklung.

Dr. Fritz Reusswig ist Leiter der Konsum- und Lebensstilforschung am Potsdam-Institut für Klimafolgenforschung (PIK)



Foto: Andree Kaiser



Dr. Gesa Maschkowski gehört als Expertin für nachhaltige Ernährungskultur und Transition-Trainerin dem Klimaschutzbeirat der Stadt Bonn an

»Wir brauchen fähige Prozessbegleiter, Geld und Zeit für eines der größten Transformationsprojekte«

(1)

Wir werden spüren, dass wir nur mit der Natur und nicht gegen sie überleben können. Große wissenschaftliche Studien zeigen: Ahrweiler und Berchtesgaden waren erst der Anfang. Und wir werden feststellen: Nichts ist ungerechter und teurer, als nichts zu tun.

(2)

Erstens die Prioritäten: Der Klimawandel muss als Krise behandelt werden. Klimaschutz braucht Vorfahrt und bestmögliche, gut moderierte Zusammenarbeit. Zweitens die Politik: Die Verantwortungsverlagerung auf die Verbraucherinnen und Verbraucher muss aufhören. 80 Prozent des klimarelevanten Verhaltens werden durch die Rahmenbedingungen bestimmt. Diese muss die Politik schaffen. Klimaneutrales Verhalten muss einfach und normal werden, und zwar für alle. Umweltschäden müssen aufs Preisschild und sozial gerecht besteuert werden. Nachhaltiges Verhalten muss sich lohnen, sonst zahlen wir Zalle einen sehr hohen Preis.

(3)

Wir brauchen fähige Prozessbegleiter, Geld und Zeit für eines der größten Transformations- und Demokratieprojekte seit dem Zweiten Weltkrieg – auf allen gesellschaftlichen Ebenen.



Viola Schulze Dieckhoff forscht zum Thema Postwachstumsplanung und veranstaltet mit den Urbanisten den »Tag des guten Lebens«

»Qualitätsvolle Räume für alle schaffen (auch Tiere)«

(1)

Klimabedingte Katastrophen führen zu hohen ökonomischen und sozialen Folgekosten. Nur wenn wir die Stadt gemeinsam zu einem adaptiven und klimaneutralen Organismus umbauen, der mit Altbekanntem bricht, werden wir diese komplexen Herausforderungen bewältigen und weiterhin qualitätsvolle Räume für alle Bewohnerinnen und Bewohner (auch Tiere!) schaffen.

(2)

Wir brauchen eine wachstumsunabhängige Stadtentwicklung, die mit alternativen Wohlstandsindikatoren planetare Grenzen anerkennt und soziale Gerechtigkeit zum Ziel hat. Erfolgreiche Projekte müssen durch neue Förderstrukturen verstetigt, Nachhaltigkeit muss konkretisiert werden. Städte werden dann tatsächlich zu kollektiven Experimentierfeldern für nachhaltige Lösungen und als urbane Minen Teil einer Kreislaufwirtschaft, die nicht immer dieselben Verlierer hervorbringt.

(3)

Viele städtische Gemeinschaften handeln schon heute – von Gemeinschaftsgärten bis hin zu DIY-Skateparks. Diese experimentierfreudigen Mitmachstädte basieren auf Vertrauen, Selbstwirksamkeit und kollektiven Lernprozessen. Neue städtische Akteure treffen hier mutige Entscheidungen und verlassen herkömmliche Pfade.



Foto: Privat

Emilia Kirner hat in Freising den Radentscheid mitinitiiert und engagiert sich im dortigen Stadtrat für Umweltpolitik

»Voraussetzung ist ein gemeinsames Bewusstsein«

(1) w

et?

Wer im Hochsommer schon einmal barfuß auf Stein oder Beton gelaufen ist, weiß, wie stark sich versiegelte Flächen aufheizen. Durch die geringe Begrünung vieler Städte wird die Hitze dort eine zunehmende Belastung. 20.200 Todesfälle gab es in diesem Zusammenhang 2018 bei Menschen über 65 in Deutschland. Tendenz steigend. Dieselbe Versiegelung führt zu katastrophalen Überschwemmungen bei Starkregen. Es gibt dringenden Handlungsbedarf.

(2)

Jede Stadt braucht ein Klimaanpassungskonzept. Mehr Grünanlagen, Sickerflächen und Dachbegrünungen sind nötig, und Abwasseranlagen müssen ausgebaut werden. Auch freigelegte Bachläufe helfen, Städte abzukühlen.

(3)

Auf städtischem Grund müssen Verwaltung und Stadtrat Maßnahmen zur Klimaanpassung hohe Priorität einräumen – durch konkrete Satzungen oder Klimanotstand. Für nichtstädtische Flächen müssen Bebauungspläne festlegen, wie viel versiegelt werden darf, etwa über die Grundflächenzahl. Voraussetzung ist ein gemeinsames Bewusstsein für die Gefahren, die uns drohen. Nur so lassen sich politische Mehrheiten organisieren.

»Viele Städte, gerade im ländlichen Raum, sehen sich damit konfrontiert, dass ihre Wälder durch Trockenheit und Stürme Schaden nehmen«

(1)

In den Städten sind der Klimawandel und die damit einhergehenden »Hitzewellen« besonders wahrnehmbar. Außerdem stellen die vermehrten Starkregenereignisse die Kommunen vor große Herausforderungen. Gleichzeitig sehen sich viele Städte, gerade im ländlichen Raum, damit konfrontiert, dass ihre Wälder durch Trockenheit und Stürme massiven Schaden nehmen.

(2)

Der CO₂-Ausstoß muss massiv verringert und der Flächenverbrauch deutlich reduziert werden. In einer kleinen Stadt wie Homberg (Efze) mit etwa 14.000 Einwohnern rücken dabei die Siedlungsstruktur und der Bestand an Wohnraum in den Fokus, weil wir große Einsparpotenziale speziell bei der Wärmeenergie sehen und weil systematische Anpassungen in der Stadtstruktur weitere Flächenversiegelung in den Randbereichen entbehrlich machen.

(3)

Wir müssen uns noch intensiver mit dem Bestand auseinandersetzen. Es ist sicher sinnvoll, neue Quartiere mit hervorragenden Energie- und Mobilitätskonzepten zu entwickeln. Viel wichtiger erscheint allerdings, vorhandene Strukturen – jedenfalls ansatzweise – auf moderne Standards zu bringen.



Foto: pö Homberg (Efze)

Dr. Nico Ritz ist Bürgermeister der Stadt Homberg (Efze), die sich mit einem Pilotprojekt u. a. gegen die Folgen des Klimawandels wappnet



Kathrin Gaál ist Vizebürgermeisterin der Stadt Wien und als Stadträtin zuständig für den Wohnbau

»Es kommt darauf an, an den großen Schrauben zu drehen«

(1)

Längere Hitzephasen in der Stadt sind belastend. Da müssen wir gegensteuern. Wichtig ist eine städtische Infrastruktur mit Freiräumen und einer Gestaltung und Begrünung. Das hilft, die Hitze zu reduzieren, und bringt Abkühlung.

(2)

Ökologische Anforderungen müssen in der Stadtentwicklung berücksichtigt werden. Immer wichtiger werden etwa Grün- und Freiflächen auf Fassaden und Dächern oder in Innenhöfen. Sie kühlen und senken die Staubbelastung. Die Stadt Wien fördert das gezielt.

(3)

Es kommt darauf an, an den großen Schrauben zu drehen! Klimaschutz und Nachhaltigkeit werden im Wiener Wohnbau seit vielen Jahren großgeschrieben. Künftig werden Wohnungen etwa verstärkt durch Erdwärme und mithilfe von Wärmepumpen geheizt und gekühlt. Neben der erhöhten Förderung für Solaranlagen ist das ein weiterer Schritt hinaus aus den fossilen Energien. Ein Vorzeigeprojekt ist die Biotope City Wienerberg. Hier gehen wir innovative Wege bei der Klimaanpassung und schaffen leistbaren, lebenswerten Wohnraum. Das neue Wohnquartier ist Teil der Internationalen Bauausstellung IBA_Wien 2022 zum sozialen Wohnen der Zukunft.



Foto: Privat

Dr. Fabian Dosch ist beim Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) Experte für das Thema Schwammstadt

»Ein Ja zu Nachverdichtung, aber bodenschonend und durchgrünt. So wird urbane Lebensqualität geschaffen«

(1)

Risiken für Gesundheit, gebaute und grüne Infrastruktur durch extreme Hitze, Überflutungen, Trockenperioden, Stürme. Verschärfte Klimafolgen treffen auf mehr Infrastruktur und auf mehr und zudem ältere Menschen. Das heißt ein Ja zur Nachverdichtung, aber bodenschonend und durchgrünt. So wird urbane Lebensqualität geschaffen.

(2)

Stadtumbau nach dem Schwammstadtprinzip: mit blau-grüner Infrastruktur Hitze mindern und Wasser Raum zur Versickerung und Kühlung geben, naturbasiert und, wo nötig, mit Technik. Dazu zählen: Schutz und Rückgewinnung von Freiflächen, klimaresiliente Bäume, vernetzte Stadtgrünelemente, Regenwasserspeicherung. Bauen erfolgt klimaangepasst mit mehr Geschossfläche auf weniger Grundfläche, gestaffeltem Grün am und um Gebäude. In hochverdichteten Lagen hilft eine mediterrane Bauweise mit Sonnenschutz, hellen Oberflächen und Mikrogrün. Es gilt also, kompakt, begrünt und versickernd zu bauen und umzubauen.

(3)

Hitze- und Überflutungsvorsorge im Stadtumbau zum Standard machen, dazu qualifiziertes Personal einsetzen. Anpassungskonzepte müssen kommunale Pflichtaufgabe werden: Risiken ermitteln, Mindestziele festlegen, Maßnahmen ausarbeiten. Zudem bedarf es spezifischer Anreize und Förderprogramme sowie guter Beispiele.



Von Isabelle Zeiher

Klimaschutz verbessern und Resilienz erhöhen, heißt es für die Städte. Dass sie dadurch an vielen Stellen auch schöner werden und ihre Aufenthaltsqualität steigern können, zeigt das Pilotprojekt »Pop-Up-Innenstadt« Ludwigsburg

Auf ge ppt



Bäumchen wechsel
dich: Aus einem großen
Parkplatz wird gerade
ein kleines Naherho-
lungsgebiet gemacht

Wo mal eine Stell-
fläche und Hitzeinsel
war, ist ein kühles
Plätzchen zum
Verweilen entstanden



»Und jetzt ganz tief einatmen, die Arme nach oben strecken und den Brustkorb mit Luft füllen.« Joachim Buchhäusls Stimme ertönt aus Lautsprechern. Mit geschlossenen Augen steht der Yogalehrer barfuß auf einer Matte. Das Gesicht zum Himmel gerichtet, die Arme angewinkelt, als würde er die Sonne anbeten, die an diesem Sonntag auf den Ludwigsburger Asphalt brennt. Vor Buchhäusl steht ein gutes Dutzend Menschen. »Du spürst eine Verwurzelung, eine vollständige Verbindung zu deiner Matte, zur Wilhelmstraße«, sagt er.

Die Wilhelmstraße. Eine der Hauptverkehrsadern der schwäbischen Kreisstadt. 18.000 Autos und 1.600 Busse rasen hier täglich entlang. Diesen Sonntag aber ist die Straße gesperrt. Die Stadt hat Federballnetze gespannt, Basketballkörbe und einen mobilen Skatepark aufgebaut. Mit Kreide können Passanten den Asphalt verzieren. Die Wilhelmstraße gehört heute allen Bürgerinnen und Bürgern, nicht nur den Autofahrenden – zumindest für ein paar Stunden. Die Sperrung ist eine Pop-up-Maßnahme. Eine von vielen Aktionen, die in den nächsten zwei Jahren für eine gewisse Zeit das Ludwigsburger Stadtbild verändern werden, bevor sie vorerst wieder verschwinden.

Drei Tage vor der Sperrung. Joanna Wilke, Stadtteilbeauftragte der Ludwigsburger Innenstadt, steht auf dem Rathausplatz. Eine zubetonierte Fläche mit acht Meter hohen Steinsäulen, die einen rein optischen Nutzen haben – wenig Schatten, keine Bäume, keine Rasenfläche, keine Blumen. Hier gibt es nur Pflaster, auf dem ein paar Metallstühle stehen, die gerade so ästhetisch sind, dass niemand sie klaut. Im Sommer sei der Platz trotz brüllender Hitze ein »place to be« gewesen, sagt Wilke. Die Kinder kühlten sich in den Wasserfontänen ab, während die Erwachsenen sich auf den Stühlen mit den wandernden Schatten der Steinsäulen bewegt hätten. Durch den Klimawandel verschärft sich die Lage. Mehr Hitzetage im Sommer, weniger Frosttage im Winter und mehr Extremwetterereignisse. Darauf müsse sich die Stadt vorbereiten.

Wilke entwickelte mit Kolleginnen und Kollegen das Konzept »Pop-Up-Innenstadt«. Der Rathausplatz ist einer von insgesamt 13 Plätzen und Straßen, die Teil der geplanten Maßnahmen sind. Mit dem Konzept be-

warb sich Wilke im Herbst 2020 auf das Förderprojekt »Post-Corona-Stadt« der Nationalen Stadtentwicklungspolitik. 222 Kommunen, Vereine, Initiativen, Unternehmen und andere Akteure reichten ihre Ideen ein. Ludwigsburg ging als einer der 13 Sieger und Joanna Wilke als Projektleiterin hervor.

»Alles wird getestet. Kein Unternehmen bringt ein Produkt auf den Markt, ohne davor zu schauen, wie es ankommt und ob es funktioniert«, sagt Wilke, »nur Städte geben Millionen von Euro aus und merken erst, wenn die Bagger anrollen: Oh, hoppla, da haben wir jetzt etwas Wichtiges vergessen.« Menschen hätten immer Angst vor Veränderungen. Was, wenn sich das Stadtbild zum Schlechten wandle? Sobald auch nur überlegt werde, Parkplätze umzunutzen, liefen Autofahrende Sturm. Sie haben das Gefühl, die Stadt nehme ihnen etwas weg.

Wilke steht an einer Ampel an der Wilhelmstraße und muss beinahe schreien, um gehört zu werden. Die Ampel springt auf Rot, der Verkehrslärm kommt für einen Moment zum Erliegen. Wie viele andere Städte wurde auch Ludwigsburg in den 1960er-Jahren »autogerecht« umgebaut. Der Pkw galt als Fortbewegungsmittel Nummer eins, Hauptsache, der Verkehr lief flüssig. Mühsam müssen Stadtplanende heute im Zeichen der Klimakrise wieder für Aufenthaltsqualität und Umweltschutz sorgen. Wilke überquert die Straße und spricht in normaler Lautstärke weiter: »Wir wollen mit den Pop-up-Maßnahmen zeigen, wie das Leben in unserer Stadt sein könnte. Wie es zum Beispiel wäre, wenn hier keine Autos mehr entlangbrettern würden.«

Wichtig sei, dass die Menschen den Wandel mitgestalten. Im Projekt gibt es eine Ansprechpartnerin, deren Hauptaufgabe die Bürgerbeteiligung ist. Ende November findet die erste Stadtmacherwerkstatt statt. Wie

Als die Wilhelmstraße temporär zum Yogastudio umgewidmet wurde, standen gleich jede Menge Bürgerinnen und Bürger auf der Matte

Frieden endlich auch vor der Friedenskirche: Gemeindemitglieder kreieren den »Karlsgarten«



genau die aussehen soll, weiß Wilke noch nicht. Vielleicht wird sie mit ihrer Kollegin und den Bürgerinnen und Bürgern einen Spaziergang zu verschiedenen Orten in der Stadt machen und brainstormen, was sie verändern könnten. Vielleicht schickt sie die Leute mit einer Tasse Tee und dem Auftrag los, sich an einen Platz zu setzen und aufzuschreiben, wie sie sich fühlen und was ihnen fehlt. Außerdem gibt es Fragebögen und Onlineabstimmungen zum Projekt allgemein und zu den einzelnen Maßnahmen. Alle Ideen und Ergebnisse wertet die Stadt aus. So wissen sie, was gut und was weniger gut ankam, und überlegen, wie eine dauerhafte Umgestaltung aussehen könnte.

Joanna Wilke bleibt am Arsenalplatz stehen, einem großen Parkplatz. Hier entstand in den vergangenen Wochen ein kleiner Stadtpark. Sand- und Grasflächen, Liegestühle, eingetopfte Bäume und eine Holzbühne. »Ver-





Joanna Wilke, Stadtteil-beauftragte, begleitet alle Maßnahmen

siegelter Boden, wie wir ihn auf dem Parkplatz haben, speichert Wärme und ist wie ein Heizofen mitten in der Innenstadt«, sagt Wilke. »Die Pflanzen und Bäume in unserem Pop-up-Stadtpark nehmen Wärme raus und sorgen so für Abkühlung.« Dass Flächen entsiegelt werden, hat einen weiteren Vorteil. Das Regenwasser kann an Ort und Stelle versickern, anstatt durch das Kanalsystem abgeleitet zu werden. Vor allem Bäume speichern das Wasser im Boden, und das minimiert die Überflutungsgefahr (siehe auch Seite 14).

Am Arsenalplatz können sich die Bürgerinnen und Bürger bald mit eigenen Aktionen einbringen. Zum Beispiel mit Töpfer- oder Yogakursen, Straßenmusik oder Kunstaktionen. Ab November nimmt die Stadt offiziell Vorschläge entgegen. Wann die Umsetzung beginnt, kommt ganz auf das Projekt an. Aktionen, die schnell organisiert sind, könnten bereits im Dezember stattfinden. Wegen der Coronapandemie müssen es allerdings kleinere Projekte sein, die nicht als Veranstaltung gelten.

Auf lange Sicht wird der Platz gänzlich von Autos befreit. Der erste Beschluss in diese Richtung ist schon 2013 gefällt worden. Aber außer hitzigen Diskussionen im Gemeinderat ist seither nicht viel passiert. Parkplätze reduzieren, das sei ein heikles, sehr emotionalisiertes Thema. »Da ist dann schnell die Rede vom Sterben des Einzelhandels. Dabei zeigen Statistiken, dass es in Ludwigsburg genügend Parkplätze gibt«, sagt Wilke. Sie hofft, dass die Kritiker, wenn sie die umgesetzten Maßnahmen in den nächsten Monaten sehen, verstehen, dass die Stadt ihnen etwas geben und nichts wegnehmen möchte. Für die dauerhafte Umgestaltung des Arsenalplatzes fand bereits ein Ideenwettbewerb statt. Der Siegerentwurf plant den Wegfall der Parkplätze, eingepflanzte Blauglockenbäume, verschiedene Sitzmöglichkeiten und einen hellen Bodenbelag. Daran hat sich die Pop-up-Umgestaltung orientiert, die bleiben soll, bis die Bauarbeiten 2023 starten.

»Durch die Förderung unserer Pop-up-Maßnahmen hat uns der Bund den Stempel ›innovativ‹ aufgedrückt«, sagt Wilke. »Da Experten es für eine gute Idee hielten, war es sicherlich einfacher, die Pop-up-Maßnahmen umzusetzen.« Pop-up-Projekte sind nichts Dauerhaftes und werden so schneller umgesetzt. Weniger Dezernate sind beteiligt, es gibt weniger strenge Vorschriften und Untersuchungen und auch weniger Widerstand. Auf den Social-Media-Kanälen merkt Wilke, wie die Stimmung schwankt. Werden Pläne oder Bilder vom Aufbau veröffentlicht, beschwerten sich vor allem Autofahrende. Zeigt die Stadt die ersten Bilder eines umgestalteten Platzes, reagieren die Nutzerinnen und Nutzer in den Kommentarspalten begeistert. »Bäume statt Autos ist immer eine gute Idee, überall und jederzeit.« »Super Konzept 🍌 « »Spannendes Projekt. 🍌 « »So schön, wir freuen uns schon! «

Die Erkenntnisse aus den Pop-up-Maßnahmen würden in andere Projekte der Stadt einfließen, die sich mit Mobilität und der Zukunft von Ludwigsburg beschäftigen, sagt Wilke. Der Karlsgarten sei ihr erstes Lernprojekt gewesen.

Der evangelische Pfarrer Martin Wendte steht hinter dem Zaun des Karlsgartens vor der Friedenskirche. Er hat die Pop-up-Maßnahme umgesetzt. Die Kirchengemeinde überlegte schon lange, wie man den Vorplatz

lebenswert gestalten könnte. Als die Stadt ihnen 5.000 Euro anbot, um aus den zehn Parkplätzen und dem Schotterplatz vor der Kirche einen Garten zu machen, trommelte Wendte sofort Hilfe zusammen. An einem Samstag im Juni buddelten, pflanzten, sägten und hämmerten um die 15 Leute. Hinter dem Zaun stehen nun Kübel mit Sonnenblumen, Winterlinden und insektenfreundlichen Pflanzen. Für die Kinder verteilte die Gemeinde Rindenmulch und legte einen Parcours aus Baumstämmen. Aus Paletten bastelten die Helfenden Stühle und Tische.

Auch diese Umgestaltung ist nicht für immer. Zunächst war die Maßnahme bis Ende Oktober angesetzt. Jetzt wurde sie bis Ende November verlängert, mit der Option, auf maximal 1,5 Jahre ausgedehnt zu werden. Länger sei es rein rechtlich unmöglich, so Joanna Wilke. Derzeit suchen sie und ihre Kolleginnen und Kollegen nach einer dauerhaften Lösung. Die Kritik, dass positive Maßnahmen zwar aufpoppen, aber kurz darauf verschwinden, hört sie häufig. Es sei eben ein Testlauf. Bei den Aktionen, die angenommen werden, wollen sie gemeinsam nach dauerhaften Lösungen suchen. Auch die Frage, was mit den angeschafften Möbeln und den Pflanzen passiert, komme immer wieder. Die Stadt versucht alles wiederzuverwenden. Die Bäume pflanzen sie an anderen Orten wieder ein, die Möbel nutzen sie für weitere Maßnahmen.

Sonntagmittag, Sperrung der Wilhelmstraße. Joanna Wilke sitzt am Arsenalplatz und isst einen Salat mit veganem Dönerfleisch. Inzwischen ist die gesamte Straße voller Menschen. Während bei der Einweihung drei Tage zuvor nur eine Handvoll Gemeinderäte und -rätinnen und Verwaltungsangestellte da waren, spielen nun einige Kinder im Sand, Eltern haben Picknickdecken ausgebreitet, Freundesgruppen sitzen in den Liegestühlen und essen. Auf der Wilhelmstraße entspannt eine Gruppe Jugendlicher auf Sitzpolstern. Mit dabei: eine Kanne Kaffee und Musikboxen. Ein wenig weiter malt ein Vater mit seinen Kindern auf der Straße mit Kreide. Normalerweise meidet er die Stadt – zu viel Lärm, zu viele Autos. Dass es anders gehe, würde man jetzt sehen. Negative Stimmen gibt es zumindest an diesem Tag keine. »Genau so haben wir uns das vorgestellt«, sagt Joanna Wilke, »die Menschen erobern sich die Straße zurück.«

Mehr Wildnis

Essay

Ob sich eine »große Transformation« der Städte ereignen wird, diese Frage stellt sich heute nicht mehr: Wir sind schon mittendrin. Die Frage ist nur, wie der Wandel stattfindet: by disaster or by design (Mathis Wackernagel). Die Häufigkeit und Intensität von extremen Klimaereignissen nimmt auch in Deutschland zu, aber selbst in den betroffenen Regionen führt dies nicht unbedingt zu jenen »schnellen und weitreichenden Systemübergängen in Energie-, Land-, Stadt- und Infrastruktur- (einschließlich Verkehr und Gebäuden) sowie in Industriesystemen«, die der Weltklimarat fordert. Nach der Hochwasserkatastrophe im Ahrtal werden die zerstörten Dörfer wieder aufgebaut: Lieber möchte man zur alten Normalität zurück, als die radikale Wende zu »designen«. Ist ein Mangel an Wissen das Problem? Nein. Selbst Akademiker und Akademikerinnen fliegen weiter, obwohl sie bestens informiert sind. Warum ist das so?

Wer jahrzehntelang zur Nichtnachhaltigkeit erzogen worden ist, wirft die verinnerlichten Einstellungen nicht über Bord, weil er einen Bericht gelesen oder eine Katastrophe erlebt hat. Aber wenn Gesellschaften selbst dann an »kognitiven Landkarten« festhalten, wenn sie nicht mehr mit dem »Gebiet« übereinstimmen, dann führt dies in eine Sackgasse. Nicht nur ökologische Monokulturen sind äußerst anfällig für Krisen, sondern auch ökonomische und geistige. In den 1980ern rechtfertigte die britische Premierministerin Margaret Thatcher ihre neoliberale Politik mit einem einzigen Glaubenssatz: »There is no alternative.« Dem folgten später viele andere Politiker. Das Ergebnis ist bekannt: die größte internationale Finanzkrise seit 1929. Ideologien zeichnen sich auch durch die Eigenschaft aus, die Problemursachen gerne als Problemlösung zu verpacken. So wird Nachhaltigkeit auf eine Frage der technologischen Innovation reduziert, obwohl der industrielle Fortschritt selbst bisher ein gewichtiger Teil des Problems war. Selbst beim Klimaschutz ist Wachstum weiterhin die bevorzugte Strategie: mehr Investitionen, mehr Elektroautos, mehr Windräder. Über eine Reduktion des Stromverbrauchs, des Autoverkehrs und des Massenkonsums wird weniger gesprochen. Warum müssen wir immer weiter wachsen, wenn wir auch gerecht umverteilen und miteinander teilen können?

Die individuelle und kollektive Lernfähigkeit ist der wichtigste Mechanismus, um Sackgassen in der Ent-



Von Davide Brocchi

Probleme kann man nicht mit derselben Denkweise lösen, durch die sie entstanden sind. Das gilt auch für Städte und ihren Umgang mit der Klimakrise. Ein Plädoyer für mehr Vielfalt und neuartige Rituale der gelebten Demokratie



Mehr Raum und neue Nischen braucht es nicht nur für die Stadtnatur, sondern auch für das Stadt-Denken

Foto: GROW @ SpY, www.spy-urbanart.com

wicklung der Gesellschaft zu vermeiden. Doch ein echtes Lernen kann eben nur in der Auseinandersetzung mit dem »Fremden« stattfinden, nicht wenn man »unter sich« bleibt. Gerade in der Stadtentwicklung führt die Materialisierung geistiger Monokultur zur Verkrustung der gesellschaftlichen Lernmechanismen – denn: »Erst formen wir unsere Städte, danach formen sie uns« (Winston Churchill). Autogerechte und kommerzialisierte Städte formen autogerechte und kommerzialisierte Menschen. Die materielle Infrastruktur lenkt im Alltag unser Verhalten, und alles, was davon abweicht, hat es besonders schwer. Wer mal einen autofreien Sonntag organisiert hat, weiß: Man wird mit hohen Auflagen konfrontiert. Nicht selten sind die Widerstände in der öffentlichen Verwaltung stärker als in der Bevölkerung.

Wenn also der Umgang der Gesellschaft mit ihrer Umwelt von den inneren Verhältnissen abhängt, dann setzt ein konsequenter Klimaschutz deren Veränderung voraus. Es kann keine Transformation geben, wenn Nachhaltigkeit

einem Randressort zugewiesen wird, während die anderen ihr business as usual fortführen. Stadtentwicklung kann nur dann nachhaltig sein, wenn Ökologie, Ökonomie, Soziales und Kultur zusammen statt getrennt gedacht werden. Und was für die Verwaltung und die Politik gilt, gilt genauso für die Zivilgesellschaft: Eine systemische Transformation braucht neue Allianzen, sprich: eine systemische Bewegung. Sie sollte die Frage der Klimagerechtigkeit als Frage des Zusammenlebens und der Demokratie stellen. Wie ist ein friedliches Zusammenleben in der Vielfalt der Interessen möglich? Wer macht die Stadt für wen?

Menschen identifizieren sich viel mehr mit Prozessen, die sie mitgestalten dürfen, als mit Entscheidungen, die über ihre Köpfe hinweg getroffen werden. Da die Bewohnerschaft einer Stadt oder eines Quartiers sehr gut weiß, was dem Gemeinwohl vor Ort dient, sollten die Mechanismen der Mitbestimmung und koproduktive Entwicklungsprozesse gestärkt werden. Es braucht eine Verwaltung, die als Ermöglicher, als Partner und nicht nur als Ordnungshüter auftritt, sowie mehr Möglichkeiten der kollektiven Selbstverwaltung im Lokalen. Wie wäre es, wenn bunte lokale Bündnisse (Fridays for Future, Gewerkschaften, kulturelle Einrichtungen etc.) mit den verschiedenen Akteursgruppen in den Nachbarschaften kooperieren würden, um eine klimagerechte Mobilitätspolitik und eine solidarische Wohnpolitik in den Quartieren zu schaffen? Eine gelebte Demokratie kann nur dann gut funktionieren, wenn sich die Akteure auf Augenhöhe begegnen. Dies erfordert eine entsprechende Moderation sowie einen sozialen Ausgleich dort, wo es sonst Ungleichheiten gibt.

Die wichtigste Ressource der Transformation ist Sozialkapital, also die Fähigkeit der Akteure, auf Basis von Vertrauen und Reziprozität zu kooperieren. Vertrauen kann dort am besten entstehen, wo Menschen persönlich miteinander interagieren. Weil das Medium selbst die Botschaft ist, macht es einen großen Unterschied, ob der Prozess mit persönlichen Gesprächen (face-to-face) beginnt oder mit einer Mailing-Einladung zur Großveranstaltung. Für eine gelebte Demokratie und mehr Zusammenhalt an der Basis der Gesellschaft braucht es Räume als Gemeingut in jeder Nachbarschaft – Agoras, die von den Bürgerinnen und Bürgern selbst eingerichtet und selbst verwaltet werden. Heute sollte nicht nur allen Menschen ein Platz auf der Agora zustehen, sondern auch der Natur als politischem Subjekt.

Wie können die mentalen und materiellen Infrastrukturen transformiert werden? Indem man mehr Nischen der sozialen und kulturellen »Wildnis« zulässt und so eine größere Toleranz gegenüber Alternativen entwickelt. Zur Transformation als individuellem und kollektivem Lernprozess können auch Realexperimente beitragen. Seit 2013 findet ein »Tag des guten Lebens« in Köln statt, an dem 20 bis 30 Straßen autofrei sind und zu einem Freiraum umgewandelt werden, in dem jede Nachbarschaft ein selbst entworfenes Programm des guten Lebens umsetzen darf unter der Bedingung, dass nichts verkauft und gekauft werden darf: Nur das Schenken und das Miteinander-Teilen sind erlaubt. Solche neuartigen Rituale fördern eine Atmosphäre des Vertrauens und dienen als Schule der gelebten Demokratie. Es braucht Spielwiesen, auf denen sowohl die Bevölkerung als auch die Institutionen mit ungewohnten Möglichkeiten interagieren. Was mitgestaltet und gemeinsam erlebt werden darf, ist inklusiver und hat eine stärkere Überzeugungskraft als ein bloßes Darüber-Reden. **L**

wagen

Infolge des Klimawandels nehmen Starkregenereignisse und Überschwemmungen zu. Städte erhöhen ihre Resilienz, indem sie die natürlichen Kreisläufe nachbilden und das Wasser wie ein Schwamm aufsaugen, anstatt es durch die Kanalisation abzuleiten. Das ist das Schwammstadt-Prinzip:

Von Katja Richter

Es gilt, das Regenwasser dort, wo es fällt, »aufzusaugen« und möglichst lange zu halten. Die Pufferwirkung erhöht die Klimaresilienz: Grünflächen werden gewässert, der Trinkwasserverbrauch reduziert, aufgeheizte Stadträume durch Verdunstung und pflanzliche Transpiration angenehm gekühlt. Die Entlastung des Kanalsystems reduziert die Gefahr von Überschwemmungen.

Krone der Klimaresilienz:
Bäumen ein langes Leben schenken

Jeder einzelne Altbaum ist Gold wert: als Lebensraum, CO₂-Speicher und Schatteninsel, durch seine Verdunstungskühle und als Wasserspeicher im Boden. Damit Bäume am Stressstandort Stadt ein ökologisch relevantes Alter erreichen, brauchen sie von Anfang an ausreichend dimensionierte Pflanzgruben, eine luftdurchlässige Bodenstruktur und viel Wasser – etwa aus angrenzenden befestigten Flächen. Ein hitzeverträglicher »Klimabaum« sichert bei steigenden Temperaturen eine lange Lebensdauer.

Jedes Beet zählt:
Private Initiativen unterstützen

Auch kleinste private Grünflächen haben wichtige wasserspeichernde und kühlende Funktionen. Kleingartenanlagen sind in ihrer Biodiversität kaum zu übertreffen, und die Begeisterung für Urban Farming hat viel Potenzial. Das sollte gefördert werden.

Ökologisch ganz weit oben:
Gründächer

Begrünte Dächer speichern Regenwasser, sind zusätzlicher Lebensraum für Menschen und Tiere. Als Retentionsflächen konstruiert, verzögern sie bei Starkregenereignissen den Abfluss. Photovoltaikanlagen arbeiten hier durch die Verdunstungskühle sogar effizienter.

Es werde grün:
überbaute Flächen
reduzieren

Die Schwammstadt erfordert zusätzliche Grünflächen, zugleich gilt es, Städte zu verdichten und weniger Fläche zu versiegeln. Alle werden enger zusammenrücken müssen: die Pflanzen auf Dächern und an begrünten Fassaden, die Menschen in kompakteren Wohneinheiten. Neue Architekturen sparen Gebäudegrundfläche. Parkhäuser anstelle von ebenen Parkplätzen reduzieren Stellfläche.

No drop left behind:
Oberflächenentwässerung

Das Regenwasser von befestigten Flächen wie Wegen und Plätzen in Grünflächen leiten. Begrünte Mulden und unterirdische Rigolen stauen es an und geben es langsam an den Boden ab. Sportflächen oder Uferwiesen dienen als temporär überflutbare Areale, und Regenrückhaltebecken sammeln den Niederschlag großflächig. Zisternen speichern Regenwasser und machen es in Hitzeperioden nutzbar: Es gibt viel neues Grün zu bewässern!

Die nötige Offenheit:
Flächen entsiegeln, wasser-
durchlässige Beläge benutzen

Oberflächenwasser auf Wegen, Plätzen und Verkehrsflächen muss aufwendig abgeleitet werden. Entsiegelte Flächen oder wasserdurchlässige Beläge helfen, das Regenwasser an Ort und Stelle versickern zu lassen. Auf Parkplätzen eignet sich Rasenfugenpflaster oder ein hoher Fugenanteil, für Geh- und Radwege funktionieren offene, gebundene Kiesbeläge.

Aufsaugen

Werden wir konkret

Zum Thema klimagerechte Stadt wird am Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung viel geforscht. Wer die Dinge vor Ort in die Hand nehmen möchte, findet hier wertvolle Anregungen und Hilfestellungen. Ein Überblick

Angesichts großer, komplexer Aufgaben kann sich ein lähmendes Gefühl einstellen: Womit soll man anfangen? Wie kann in unserer Stadt mit ihren spezifischen Bedingungen die klimawandelgerechte Stadtentwicklung verbessert werden? Was bedeuten hier Klimaanpassung und Klimaresilienz? Die umfangreiche Forschung des Bundesinstituts für Bau-, Stadt- und Raumforschung zu den Herausforderungen der Stadtentwicklung im Zeichen des Klimawandels ist inzwischen eingeflossen in Maßnahmenkataloge, Tools und Argumentationshilfen. Sie können es Akteuren in den Städten erleichtern, sich dessen anzunehmen und die notwendigen Transformationen in der richtigen Priorisierung und im Einvernehmen mit der Stadtgesellschaft voranzutreiben.

Toolbox: Klimaanpassung im Stadtumbau



Klimaresilienz ist das Gebot der Stunde nicht nur bei der Stadtentwicklung auf der grünen Wiese, sondern auch beim Umbau von Städten. Sie muss in die gesamte kommunale Planungspraxis implementiert werden. 2017 startete ein Forschungsvorhaben, das zum Ziel hatte, für den klimaresilienten Stadtumbau eine anwendungsorientierte Arbeitshilfe zu schaffen. Im Austausch mit Planern und Klimamanagern in der kommunalen Verwaltung wurde eine Auswahl beispielhafter Handlungsempfehlungen zusammengestellt, die inzwischen als Online-Toolbox zur Verfügung steht. Sie gliedert sich in thematische Boxen, in denen jeweils erprobte Werkzeuge und Prozesse sowie Themensteckbriefe mit Anregungen und informativen Links geboten werden:

Betroffenheit und Gefährdung

Gute Argumente sammeln und ortsbezogen aufzeigen, wie die Kommune betroffen ist und welche Maßnahmen möglich sind. Ziel: politische Rückendeckung, Akzeptanz in der Bevölkerung und gute Partner.

Instrumente

Hilfsmittel, mit denen sich Klimaanpassung fundiert in die gesamtstädtische Planung integrieren lässt – von der Zielformulierung in integrierten Stadtentwicklungskonzepten bis zum Klima-Check in der Bauleitplanung.

Maßnahmen

So lassen sich Erfordernisse der Klimaanpassung in ohnehin vorgesehenen Projekten berücksichtigen, etwa bei Neuaufgabe und Qualifizierung von Grün- und Freiräumen.

Strukturen und Prozesse

Wie schafft man die richtigen ressortübergreifenden Strukturen, um Expertise, Ressourcen und politische Rückendeckung aus verschiedenen Bereichen der Stadtgesellschaft zu bekommen?

Öffentlichkeitsarbeit

So können lokale Akteure über städtebauliche Vorhaben informiert und für Klimaanpassung sensibilisiert werden.

Beteiligungskonzepte

So bindet man betroffene Akteure frühzeitig in Planungsprozesse ein, damit sie ihr Wissen zu räumlichen und sozialen Strukturen vor Ort einbringen und zu aktiven Partnern werden.

Klimaanpassung im Stadtumbau dient der Risikovorsorge ebenso wie der Lebensqualität in durchgrünten, attraktiven Städten. Und sie ist erprobt: Es gibt viele gute Beispiele, wo sich in Stadtumbauprozessen Anknüpfungspunkte bieten. Mit der Toolbox wird dieses Wissen für alle nutzbar.

bit.ly/Klimaanpassung

Der Stadtklimalatse: Vorsorgemaßnahmen zu Hitze, Hochwasser, Starkregen, Sturm und Trockenheit



Immer mehr Städte legen Strategien zur Anpassung an den Klimawandel vor. Doch gerade mittleren und kleineren Kommunen fehlt es dafür häufig an Personal, Know-how und Ressourcen. Ihnen stellt der 2013 entwickelte und 2019 aktualisierte Stadtklimalatse einen planungsbezogenen Werkzeugkasten bereit. Mit 140 Maßnahmen-Steckbriefen, die man ausgehend von den Erfordernissen vor Ort auswählen kann, unterstützt dieses Online-Tool Kommunen dabei, ihre Infrastruktur an den Klimawandel anzupassen. Zahlreiche Praxisbeispiele zeigen konkrete Ansätze für die Umsetzung auf.

Mit diesem unterstützenden Werkzeugkoffer werden Maßnahmen und gute Beispiele, die zu den eigenen kommunalen Anforderungen passen, gezielt ansteuerbar – und Synergien sichtbar.

bit.ly/klimalatse

Fundierte einlesen: Hintergrundpapiere und Broschüren



Einen guten Überblick über die Thematik bietet die Broschüre »Klimaresilienter Stadtumbau«. Sie liefert fundierte Argumente, warum sich Kommunen mit dem Thema auseinandersetzen sollten, und zeigt mögliche Handlungsansätze auf, wie Maßnahmen der Klimaanpassung in Planungs- und Stadtumbauprozessen berücksichtigt werden können. In kompakter Form werden Praxisbeispiele beschrieben, rechtliche Rahmenbedingungen erklärt und Prüffragen für verschiedene Planungsverfahren genannt. Außerdem werden weiterführende Informationsangebote vorgestellt, um die Recherche zu erleichtern.

bit.ly/Starkregen-Resilienz

Einen engeren Fokus auf Klimafolgen setzt das Hintergrundpapier »Hitze und Starkregen: Wie sich Städte anpassen können«.

bit.ly/Klimaresilienz

Pilotprojekte: Neue Ideen für ein klima- gerechtes Stadtleben



In den Pilotprojekten der Nationalen Stadtentwicklungspolitik gibt es eine Menge Ideen und Ansätze zu entdecken, wie ein klimagerechtes Zusammenleben in der Stadt der Zukunft aussehen könnte. Die stark zivilgesellschaftlich geprägten und gemeinwohlorientierten Projekte nutzen die Intelligenz der Vielen, um das urbane Leben zukunftsgerecht zu gestalten. Und das bedeutet auch: klimaresilient.

Ein Projekt in München nimmt sich der »**Parkmeilen**« an. Das sind multifunktional nutzbare Grünzüge in der Stadt, die eine wichtige Rolle für Klimaresilienz spielen: Sie sorgen für Abkühlung und puffern Starkregen ab. Im Rahmen eines neuen Pilotprojekts sollen die Parkmeilen durch Freirauminterventionen langfristig gesichert und weiterentwickelt werden. Etwa durch Urban-Gardening-Projekte, die die Schwammstadt-Eigenschaften der Parkmeilen noch verbessern.

Beim Münsteraner Projekt »**Hansaforum**« organisieren sich die Anwohner des Hansaviertels, um der fortschreitenden Gentrifizierung ihres Quartiers entgegenzutreten. Sie entwickeln einen Quartier-Gemeinwohl-Index (QGI), der in zehn Oberthemen herunterbricht, was gut fürs Viertel wäre, von Gemeinschaft über Wohnen und Verkehr bis zu Inklusion, Kultur und Klimapositivität – also dem Bestreben, das Klima nicht nur zu schonen, sondern es positiv zu beeinflussen.

In der Hannoveraner »**Gesellschaft für außerordentliche Zusammenarbeit**« bündeln circa 40 Initiativen ihre Kräfte und erklären ihre Ressourcen zu Gemeingütern. In einer Bibliothek der Dinge und einem digitalen Resource Hub werden Hilfsmittel des Alltags ebenso wie Raum- und Wissensressourcen geteilt. Das bedeutet einen neuen Reichtum an Möglichkeiten für alle – und befreit von dem Zwang, alles selbst CO₂-intensiv konsumieren und besitzen zu müssen.

Das Nürnberger Pilotprojekt »**Quartier U1**« fördert eine Vielzahl von Initiativen entlang der Innenstadt-U-Bahn-Linie 1. Dazu zählt neben Urban-Gardening-Projekten auch das »ÖPNV-Gewächshaus«. Diese Plexiglaskonstruktion wurde im Winter 2019/2020 auf einer Fernwärmeleitung platziert, um zu zeigen, wie man auch im Nürnberger Winter frisches Gemüse züchten kann – anstatt es aus anderen Teilen der Welt zu importieren.

Das Projekt »**Stadt der Zukunft auf Probe Görlitz**« bietet Interessierten, die sich beruflich bereits mit dem Thema Klimaneutralität beschäftigen, ein kostenfreies dreimonatiges Probewohnen und -arbeiten in der Stadt an. Sie können bei verschiedenen Projektpartnern forschen, ein Start-up gründen oder ihr Netzwerk erweitern. Die kreativen Ideen der Projektteilnehmer sollen Görlitz helfen, bis 2030 klimaneutral zu werden.

Mehr Informationen zu den Pilotprojekten unter:
www.nationale-stadtentwicklungspolitik.de

Stadt im Stress

Das Memorandum Urbane Resilienz zeigt, was Städte brauchen, um resilienter gegen Krisen zu werden. Zwei Vorschläge, wie das konkret umgesetzt werden kann

Meinung

»Wir müssen wieder dauerhaft krisenbereit sein«

»Jetzt gab es ein schlimmes Hochwasser, aber das vergeht schon wieder« – diese Haltung darf es nicht mehr geben. Wir können es uns nicht länger leisten, situativ zu denken und zu handeln. Resilienz bedeutet für die Planungsprofession, die Dinge sehr umfassend, integriert und präventiv anzugehen und zu größeren Anpassungen bereit zu sein. Was Krisen und Katastrophen betrifft, hatten wir lange Glück in Deutschland. Das hat zu einer gewissen Naivität geführt. Man hat nicht mehr realisiert, dass auch bei uns kritische Infrastrukturen zusammenbrechen können. Wir müssen uns wieder angewöhnen, dauerhaft krisenbereit zu sein – und dann Elemente der Risikovorsorge systematisch im Planungssystem verankern. Natürlich ist das immer eine Ressourcenfrage. Wie viel ist die Gesellschaft bereit, für Prävention auszugeben? Je mehr es ist, desto weniger wird man später



Foto: Privat

Dr. Detlef Kurth ist Professor für Stadtplanung an der TU Kaiserslautern und Vorsitzender der Vereinigung für Stadt-, Regional- und Landesplanung (SRL e. V.).

nötig. Das BBSR forscht an Routinen, Methodiken und an einer Datenbasis. So könnte eine Art Präventions-Service entstehen, und der ganze Prozess wäre für die einzelne Kommune nicht mehr so aufwendig.

für die Katastrophenbeseitigung berappen müssen. Deshalb sollte Krisenprävention zur kommunalen Pflichtaufgabe erklärt und u. a. im Rahmen der Städtebauförderung unterstützt werden. Dort steht Geld zur Verfügung, und man könnte solche Aspekte relativ leicht implementieren. Aber es sind auch andere Instrumente

»Wir schlagen einen Stresstest Stadt vor«

Neben den Folgen des Klimawandels gibt es heute noch eine Reihe weiterer Faktoren, die Städte unter Stress setzen. Sei es die Pandemie, seien es regionale Schocks auf dem Arbeitsmarkt oder die Krise des Einzelhandels.



Foto: Picturemakers/Düsseldorf

Im Sinne des Memorandums Urbane Resilienz plädieren wir dafür, hier eine breitere Bewusstwerdung voranzutreiben. Unser Vorschlag ist, einen Stresstest Stadt einzuführen. Als sachlich-übergreifende Bestandsaufnahme der lokalen Vulnerabilitäten würde das helfen, ohne Schwarzmalerei die zentrale Erkenntnis zu platzieren:

»Es wird im Zweifel nicht immer alles gut gehen«. Auf diese Weise möchten wir etwas gegen den Missstand tun, dass zu wenig in systematische Vorsorge und Anpassung investiert wird. Es braucht eine obligatorische Vorsorgeplanung und die dafür nötige auskömmliche Ausstattung der Kommunen mit Finanzen und Personal. Was sonst droht, hat man

letzten Sommer mit den Sturzfluten gesehen. Deshalb möchten wir den Stresstest Stadt voranbringen, und zwar so praxis- und handlungsorientiert wie möglich. Wichtig: Er sollte in kommunaler Hand liegen. Wir müssen vermeiden, dass Bund und Länder den Städten von oben herab erklären, was sie bedrängt. Das wissen die lokalen Akteure am besten selber. Außerdem möchten wir die Bildung von Taskforces auf kommunaler und auf Landesebene anregen, in die auch Kompetenzen aus der Zivilgesellschaft eingebunden werden. Diese könnten die Kapazitäten für eine vorsorgende Planung und so die Resilienz erhöhen. Denn erinnern wir uns: Wo bisher schon eine integrierte Stadtentwicklung umgesetzt oder gar verstetigt wurde, dort sind Kommunen durchaus schon resilient aufgestellt. Hier fällt der Anpassungsdruck deutlich geringer aus. ■

Dr. Peter Jakubowski ist Diplom-Volkswirt und Abteilungsleiter für Raum- und Stadtentwicklung im Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung.

Ein ausführliches Interview mit Dr. Detlef Kurth und Dr. Peter Jakubowski zum Thema »Urbane Resilienz« finden Sie unter: www.nationale-stadtentwicklungspolitik.de

Wandel à la

Das neue klimafreundliche Zusammenleben in Städten macht Freude. Es kann auch in politisch schwierigen Zeiten vorankommen. Und manchmal ist es ein einfaches Café, mit dem die große Transformation anfängt. Drei zentrale Erkenntnisse aus dem Projekt »Transition Wekerle« in Budapest, das wir im Sommer einmal besucht haben

Von Kornélia R. Kiss
Fotos: Akos Stiller

Gutes Leben



Wekerle

Um drei Uhr ist für Krisztián Kertész die Schicht zu Ende. Als Mitglied der lokalen Genossenschaft war der Mittvierziger-Familienvater im Gemeinschaftscafé Kőzös im Dienst. Seitdem das Café 2019 am Kleinen Markt in der Wekerle-Siedlung, einer Gartenstadt im Budapester Bezirk Kispest, eröffnet wurde, ist er mal als Koch, mal als Organisator, mal als Barmann bei dem kleinen Gemeinschaftsunternehmen tätig. Bunte Holzfensterläden und viel Grün von Gärten und alten Bäumen bestimmen hier das Bild. Mit seinen weißen Außenwänden und den Holztüren passt das frisch renovierte Marktgebäude gut ins gartenstädtische Umfeld. Donnerstags ist hier immer Markt, überwiegend mit Bioprodukten. Die landwirtschaftlichen Urproduzenten aus der Umgebung bieten ihre Produkte an.

Spektakulär unspektakulär, vielleicht ist das eine treffende Beschreibung für die Szenerie. Man könnte meinen, sich in einer beschaulichen ungarischen Kleinstadt zu befinden. Die Menschen kennen sich, treffen sich, plaudern miteinander. Doch man muss den Blick nur ein wenig weiten und mit den Leuten ins Gespräch kommen, dann wird schnell deutlich, warum das alles doch auch etwas Besonderes ist. Nicht nur, dass sich dieses idyllische Markttreiben inmitten der Millionenmetropole Budapest und des ganz normalen Großstadtwahnsinns abspielt. Beeindruckend ist auch, in welchen größeren politischen Zusammenhängen sich das Projekt »Transition Wekerle« behauptet: So heißt die Bürgerinitiative, die das Café Kőzös betreibt, die Anlieferung der Biogemüsekisten organisiert und hier im Quartier noch eine Menge mehr voranbringt. In einem Land, dessen Regierung seit Jahren einen harten nationalkonservativen Kurs fährt und nicht gerade durch große Leidenschaft für Umweltthemen auffällt, geht dieses Projekt lauter kleine Schritte in Richtung einer großen Transformation. Hin zu einer neuen Art, das Leben in der Stadt nachhaltiger und resilienter zu organisieren.

Nämlich gemeinschaftlich. Und zwar nicht nur auf lokaler Ebene, sondern auch global: 2009 gegründet, ist Transition Wekerle inzwischen Teil des Transition-Town-Netzwerks, in dem sich zivilgesellschaftliche Initiativen aus der ganzen Welt über urbane Praktiken für den Übergang in eine postfossile Gesellschaft austauschen und gegenseitige Hilfe-

stellung leisten. Der Jahrhundertherausforderung des Klimawandels wird die Vision einer Stadt entgegengesetzt, deren Klimafreundlichkeit und Resilienz auf der Intelligenz der Vielen beruht. Kleine Schritte in Wekerle sind demnach immer auch große Schritte für den globalen Klimaschutz.

Das Ziel des genossenschaftlich betriebenen Gemeinschaftscafés sei es unter anderem, für Lebensmittel-Selbstbestimmung und für fleischlose

Ernährung Werbung zu machen: »Wir möchten anderen einfach zeigen, dass es möglich ist, das Leben so zu führen«, sagt Krisztián Kertész. Im Café Kőzös wird täglich vegan gekocht, und auch hier werden selbstverständlich regionale Biolebensmittel bevorzugt. Alles, was aus kurzen Lieferketten ohne größeren CO₂-Fußabdruck zu gewinnen und herbeizuschaffen ist. An dem sonnigen Septembernachmittag sind auf der Terrasse des Cafés alle Tische besetzt. Tracey Wheatley, 53, die jetzt den Dienst übernimmt, bestätigt: »Der Klimawandel ist eine grundlegende Frage für Transition Wekerle. Die Entwicklung der lokalen Wirtschaft, die Popularisierung des Kompostierens, das alles trägt zur Anpassungsfähigkeit der lokalen Gemeinschaft enorm bei.« Insofern ist das Kőzös viel mehr als nur ein Café. Zwölf Mitglieder zählt seine Genossenschaft inzwischen, die alle daran arbeiten, es zu einer Saat des Wandels für das ganze Quartier werden zu lassen. Im Kőzös trifft und berät sich die lokale Zivilgesellschaft, hier finden Repaircafés statt, werden Anwohner über die nachhaltige und klimafreundliche Stadt informiert – und animiert, die Dinge selbst in die Hand zu nehmen.

Tracey stammt aus Schottland. Vor 25 Jahren ist sie nach Budapest gekommen, um als Englischlehrerin zu arbeiten, und wurde bald in der zivilgesellschaftlichen Stadtmacherszene aktiv. Längst hat sie hier Wurzeln geschlagen und weiß, warum Wekerle immer schon etwas anders war – warum es hier einen fruchtbaren Boden für dieses Gemeinschaftsgefühl gibt. Entworfen nach dem Gartenstadtmodell des britischen Stadtplaners Ebenezer Howard (1850–1928) und benannt nach dem liberalen Regierungschef Sándor Wekerle, wurde die Siedlung zwischen 1908 und 1925 errichtet, um für Staatsangestellte und Arbeiterfamilien eine menschenwürdige Wohnsituation zu schaffen. Neben gut 4.000 Wohnungen hat man hier mehrere Schulen, Kindergärten und Geschäfte gebaut. Viele Wohnkomplexe haben ihre eigenen Gärten, die schon in den Anfangsjahren für die Selbstversorgung mit Lebensmitteln gedacht waren und oft gemeinwirtschaftlich genutzt wurden. Heute leben in Wekerle circa 11.000 Menschen, und es macht ganz den Eindruck, als seien auch die meisten der heutigen Einwohner wieder offen für ein gemeinwohlorientiertes Stadtleben.

Für Tracey ist das Aufblühen solcher Ideen und Initiativen an diesem Ort nur logisch: »Die Gartenstadtbewegung ist die Wiege der Humanökologie, die uns den Rahmen bereitgestellt hat. Diese Story setzen wir fort.«

In einer traditionellen Gartenstadt blüht auch die Idee der Selbstversorgung schneller wieder auf



Typisch Wekerle ist nicht nur die charakteristische Bebauung, sondern auch ein besonderes Gemeinschaftsgefühl

Sharing-Economy, wie sie im Buche steht: Wenn alle teilen, muss jeder nicht mehr so viel konsumieren





Seit 2012 der erste Gemeinschaftsgarten neu eröffnet wurde, sind schon eine Reihe weiterer entstanden, auch außerhalb von Wekerle. Betrieben werden die Gärten in Zusammenarbeit mit den Bezirksverwaltungen von einer Stiftung. Jedes Jahr können

sich Anwohner für Parzellen bewerben und sie gegen einen Jahresbeitrag beackern. Auch Krisztián Kertész und die anderen Aktivisten von Transition Wekerle ziehen ihr eigenes Grünzeug. Im Grunde wäre es wünschenswert, so Krisztián, dass man mit dem Café vollkommen unabhängig würde von externen Lieferanten. Aber das bedürfe noch einiger Überzeugungsarbeit. Noch mehr Anwohner müssen für die Idee der hauseigenen Gemüseproduktion gewonnen werden.

Die Chancen dafür stehen gut. Hier, wo diese Ideen historisch tiefer wurzeln, können sie offenbar schnell wieder aufblühen. Man sieht es an der guten Resonanz auf die Pflanzenmesse, die zum »Tag der Erde« veranstaltet wurde, oder auf die regelmäßigen Infoangebote zu Themen wie organischer Gartenbau. Auch ganz neue Felder wurden erschlossen, etwa das Thema Energieeffizienz. Begonnen hat es mit einem Fensterabdichtungsprogramm, inzwischen ist daraus die unabhängige Schwesterinitiative »Energieeffizientes Wekerle« entstanden: Zwölf Familien haben gemeinsam eine Wärmebildkamera erstanden und vermieten

diese jetzt für einen symbolischen Preis an andere Menschen. Immer verbunden mit einer Beratung für energetische Sanierung.

Für das Café indessen wurden die Pläne zwischenzeitlich ein wenig umgeschrieben. Wochenlang musste es im Lockdown geschlossen bleiben. Aber es zeigte sich bald, dass die Leute gerne von der Möglichkeit Gebrauch machten, sich dort ein Mittagessen abzuholen. Eine schöne Gelegenheit, kurz einmal aus der sozialen Isolation in der eigenen Wohnung auszubrechen und andere Menschen zu sehen. Obwohl rein pflanzliche Ernährung für viele Ungarn immer noch sehr gewohnungsbedürftig ist, erfreuten sich die wechselnden Tagesmenüs wachsender Beliebtheit. Der Lockdown ging, das Tagesmenü blieb. Am

**Nachhaltige
Stadtentwick-
lung denkt
immer in
Generationen**



**Transformation
to go – erhältlich
bei Tracey
Wheatley im
vegetarischen
Café Közös**

**Der nahe ge-
legene »Kleine
Wald« soll einer
Stadtautobahn
weichen. Wekerle
protestiert**

heutigen Donnerstag zum Beispiel steht eine Gemüsesuppe mit Estragon und Gerste auf der Menükarte, danach Moussaka mit Linsen und als Dessert Hirsetorte mit Pflirsich. Um eine Lebensmittelbox für den Transport des Essens nach Hause muss sich aber bitte jeder selbst kümmern. Das Café Közös will möglichst abfallfrei funktionieren.

So ist man dem Ziel, mit dem Café auch finanziell nachhaltig zu wirtschaften, wieder ein großes Stück näher gekommen – den Ort absichern, der hier zur Basis für alles Weitere geworden ist. Bald sollen hier wieder die Sensibilisierungsprogramme für ein nachhaltiges Leben anlaufen. Mehr als 20 Menschen sind mittlerweile bei Transition Wekerle aktiv, bei größeren Projekten kommen noch zahlreiche Freiwillige hinzu.

Nimmt mit der zunehmenden Dynamik auch der politische Gegenwind zu? »Das zu behaupten wäre ein bisschen klischeehaft«, meint Tracey Wheatley. Zwar regiert in Ungarn seit 2010 die rechtspopulistische Fidesz, die keine großen Sympathien für eine selbstbewusste, unabhängige Zivilgesellschaft hegt, die sich den politischen Machthabern entgegenstellt – tatsächlich stehen sich die Narrative der Regierung und die Prinzipien von Transition Wekerle diametral gegenüber. Aber, so Tracey, diese zwei Narrative gebe es doch im Grunde in jeder Gesellschaft: das der politischen und wirtschaftlichen Führungsschicht einerseits und eine alternative Vision von Gesellschaft andererseits. Sie ist überzeugt: »Nur wenn die verschie-

denen gesellschaftlichen Akteure irgendwie miteinander kooperieren können, gibt es eine Chance auf Veränderungen.«

Stattdessen sah sich Transition Wekerle im September 2021 genötigt, gegen ein staatliches Vorhaben protestieren zu müssen. Auf die Beine gestellt wurde dazu das »Kiserdőfeszt«, was so viel heißt wie »Kleiner-Wald-Festival«. Die zweitägige Veranstaltung mit Panel-Diskussionen, vielen Infoständen und einem Flashmob wandte sich gegen Pläne, eine neue, vierspurige Straße quer durch den »Kleinen Wald« zu führen – eine Grünfläche, die viele Bewohner dieses Stadtteils als Naherholungsgebiet zu schätzen wissen. Also nutzte man die Gelegenheit, um das Schöne mit dem Nützlichen zu verbinden: den Menschen nach der Coronazeit mal wieder einen Grund zum Feiern geben, die Gemeinschaft im Quartier stärken und anhand des gefährdeten Waldes ganz lebensnah auf die Bedeutung nachhaltiger Stadtplanung aufmerksam machen.

Dass »grüne Infrastruktur« für die Anpassung der Stadt an den Klimawandel von größter Bedeutung ist, daran gibt es jetzt kaum noch Zweifel. Die Idee, dass Städte Grünflächen brauchen, ist in Wekerle altbekannt. Darauf basiert das ganze Gartenstadtkonzept, das hier alle täglich vor Augen haben – und das sie angesichts der steigenden Temperaturen immer mehr zu schätzen wissen. **L**



Pilze, Mäuse und andere neue Kooperationspartner

Kolumne



Foto: Victoria Jung

Stephan Willinger plädiert für eine Stadtentwicklung mit Millionen von Arten.

Während ich dies schreibe, wirken mehrere Ereignisse auf mich ein. Da wäre zunächst die UN-Artenschutzkonferenz, bei der einmal mehr auf das dramatische Aussterben vieler Tier- und Pflanzenarten hingewiesen wird – leider ohne greifbare Folgen. Dann ist da der Schwarm Halsbandsittiche, der vor meinem Fenster seine Runden zieht. Und schließlich auch die Aussicht auf ein arbeitsreiches Wochenende in unserem Garten, vor dessen erstaunlicher Geschäftigkeit ich wieder einmal in die Knie gehen werde.

Der rote Faden, der sich hier entspinnt, ist der Umgang mit den Bedingungen des Anthropozäns, eines vor gerade mal einem erdgeschichtlichen Wimpernschlag angebrochenen Zeitalters, in dem der Mensch alle Umweltbedingungen beeinflusst, vom Grundwasser bis in die Atmosphäre. Und in dem wir gleichzeitig an den Reaktionen dieser »Umwelt« umso mehr erkennen, wie klein wir doch sind. Was

tun? Die allfreitäglichen Aktivitäten meiner Kinder und mein langes Abwägen vor den Waschmittelregalen des Biosupermarktes, sie sind zwar (dringend) notwendige, aber keine hinreichenden Beschäftigungen mit der menschengemachten Umweltveränderung. Noch hilfloser wirkt unsere naive Vorstellung, wir müssten »das Klima schützen«.

Was aber könnte hier angemessen sein? Sind die von Politikern versprochenen und ja auch von uns herbeigesehnten technischen Lösungen tatsächlich der goldene Weg, um unsere Lebensweise beibehalten zu können? Oder müssen wir ein ganz anderes Verhältnis zu anderen Lebewesen begründen, in dem diese nicht als einzuhegende Objekte betrachtet werden, sondern – von der Bakterie bis zum Walfisch, vom Pilz bis zum Apfelbaum – als »Gefährten«, wie die Philosophin Donna Haraway es vorschlägt? Stattdessen reden wir im Alltag und in der Stadtentwicklung über bedrohte Arten eigentlich immer als Hindernis oder in albernem Ton. Anstatt sie als wunderbare Bereicherungen unseres Daseins zu begreifen. Was wir in der Freizeit ja auch tun, wenn wir Vogelschwärme bestaunen oder an Blüten schnuppern.

Die Künstlergruppe Club Real hat für ein solch neues Zusammenleben ein Modell entwickelt: die »Organismendemokratie«, ein politisches System, in dem die Macht von allen Lebewesen eines Gebietes ausgeht. Pflanzen und Tiere, bis zu zehn

Millionen andere Arten, können hier politisch mitwirken. In Gelsenkirchen wurde dies unlängst schon ausprobiert, mit den dort ansässigen Spezies wie Mauerlattich oder Grubenmaus. Das erinnert an die Meldungen aus Neuseeland und Ecuador, wo Flüsse als juristische Personen anerkannt werden und ihre Rechte vor Gericht vertreten können. Oder auch an die in Frankreich erhobene Forderung, Tierrechte als Bürgerrechte zu begreifen.

Wenn Sie jetzt sagen: »Das ist doch Naturschutz!«, dann liegen Sie leider ganz daneben. Denn Naturschutz ist ein Konzept der menschlichen Dominanz, hier jedoch geht es um eine Begegnung auf Augenhöhe, nicht um technische Lösungen, sondern um soziale Resonanzen. Eigentlich so wie bei der kooperativen Stadtentwicklung auch ... Wie aber können wir solche multispecies cities planen, wie sie in der angelsächsischen Diskussion genannt werden? Wie können wir unsere Empathiefähigkeit schulen, um uns mit anderen Wesen verwandt zu fühlen? Ich gehe auf den Dachboden, greife in die Verkleidungskiste, kombiniere Papageno mit Neandertaler und stelle mich als frisch geschlüpft, noch etwas zotteliges Vögelchen auf die Bonner Rheinpromenade, um zu erkunden, wie die Menschen ihren nichtmenschlichen Gefährten begegnen ...

Stephan Willinger ist Projektleiter der Nationalen Stadtentwicklungspolitik im Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR).



Foto: World Underwater @ Hayden Williams

Was wäre, wenn ... in Nürnberg der Asphalt schmilzt?

Interview: Oliver Geyer

Pilotprojekt

Um die Stadtgesellschaft aufzurütteln, will ein neues Nürnberger Pilotprojekt künftige Krisen durch Inszenierungen emotional erfahrbar machen. Chris Herrmann vom verantwortlichen »Urban Lab« erklärt, wie dazu Wissenschaft und Fantasie zusammengebracht werden sollen

Der Untertitel eures Projektes klingt selbst schon recht bedrohlich: »Eine Stadt probt ihren Untergang«. Ist eine Portion Alarmismus notwendig, um die Menschen zum Handeln zu bewegen?

Unserer Projektidee liegt die Frage zugrunde, wie man eine Stadtgesellschaft partizipativ auf Katastrophen vorbereiten und sie handlungsfähig machen kann. Um die Leute zu weiteren Überlegungen und Projekten anzuregen, möchten wir sie erst mal durch eine emotional eindringliche Inszenierung von Krisenszenarien aufrütteln: Was wäre, wenn dieses und jenes passiert? Ob es bei dem Arbeitstitel bleibt, wird man sehen. Vor allem geht es uns darum, zu sagen: Du kannst etwas tun!

Wie wird das ablaufen?

Zunächst soll es eine Recherchephase geben, in der wir durch Auswertung von Studien die wissenschaftliche Basis für die späteren Inszenierungen schaffen. Es sollen Szenarien entwickelt und wichtige Ressourcen und Prozesse in der Stadtgesellschaft aufgefunden gemacht werden. Zum Beispiel werden wir schauen: Wie hat Nürnberg die Coronakrise bewältigt, wer hat da was getan, auf welche Hemmnisse ist man gestoßen? Der nächste Schritt werden die Inszenierungen selbst sein, mit denen wir – gerne unter Mitwirkung von Nürnberger Kulturschaffenden – die Stadtgesellschaft für verschiedene Krisenszenarien sensibilisieren wollen. Und sie aktivieren: Denn in einem weiteren Schritt sollen Interessierte einzelne Szenarien weiterentwickeln und in eigenen Projek-

ten ergründen, wie Nürnberg in dem Bereich resilienter werden kann. Als Pilotprojekt können wir nicht alles selber stemmen und in der Tiefe ausloten. Aber wir können Interessierte aus der Stadtgesellschaft unterstützen.

Wie würdest du die Organisationsform nennen, die das Ganze annehmen soll?

Das ist eine Art städtisch-zivilgesellschaftlicher Thinktank und ein interdisziplinäres und partizipatives Reallabor. Damit andere Städte daran anknüpfen können, wollen wir unsere Erkenntnisse zum Schluss in einem Handlungsbuch zusammenfassen. Außerdem soll es ein kleines Krisen- oder Katastrophenfestival geben, um das Projekt für alle erfahrbar zu machen.

Im Ernst, ein Katastrophenfestival?

(lacht) Du siehst, es geht uns auch darum, diese Negativthemen in etwas Positives zu transformieren und zu betonen: Wir haben gemeinsam Handlungsmöglichkeiten! Ein wichtiger Ansatz ist für mich dabei das Spielen. Wir Menschen vertiefen uns ja auch gerne in alle Arten von Katastrophenspielen, bei denen man sich mit Dingen auseinandersetzen muss, denen man sonst nie begegnet. Diese Mechanismen kann man nutzen. Das wird viel Kreativität, Denkkraft und Produktivität freisetzen.

Bitte mal ein Beispiel: Was könnten denn Krisenszenarien sein?

Grundsätzlich soll es bei uns nicht nur um die Klimakrise gehen, aber natürlich zählt diese zu unseren Favoriten. Und da brauchen wir gar nicht groß unsere Vorstellungskraft anzuschmeißen. Dürren, Starkregen, Waldbrände, all das haben wir ja gerade hinter uns. Kann es eine Überflutung auch in Nürnberg geben? Was wäre, wenn die Kiefernwälder direkt vor der Stadt durch Trockenheit in Brand geraten? Wie würde sich ein

dauerhafter Wassermangel auf die Stadt auswirken? Und was, wenn es zu einer Kumulation mehrerer Krisen kommt? Was wären die primären, sekundären und tertiären Folgen? Diese und viele andere Fragen möchten wir stellen und gemeinsam auswerten.

Braucht man das Erfahrungswissen der Stadtgesellschaft, um wissenschaftliche Erkenntnisse bezüglich Krisen lokal handhabbar zu machen?

Absolut ja. Unsere Aufgabe ist es, auf Basis wissenschaftlicher Prognosen eine Erzählung zu beginnen, die die Vorstellungskraft und die Lösungspotenziale der Stadtgesellschaft freisetzt – also die Intelligenz der Vielen nutzbar macht. Was kann getan werden, wenn zum Beispiel durch Trockenheit das Nürnberger Wasserwerk komplett ausfällt? Darüber spreche ich am besten mit den Leuten vom Wasserwerk und den Nürnbergerinnen und Nürnbergern selbst.

Wäre dieses Vorausdenken nicht eigentlich die Aufgabe der Kommunalpolitik?

Ich glaube nicht, dass die das alleine schafft. Die ist sehr damit beschäftigt, im Hier und Jetzt Meinungen aufzufangen und zu vermitteln, die im Sekundentakt in den Kommentarspalten entstehen. Mit Problemen aus der Zukunft, die sich nur wenige Menschen wirklich vergegenwärtigen können, gewinnt man keine Wahlen. Außerdem ist die Kernkompetenz unserer Stadtverwaltung, die ja die Vorgaben der Kommunalpolitik umsetzt, Regelungen zu entwerfen, nicht visionäre Szenarien. Klar gibt es den Katastrophenschutz – und die Stadtgesellschaft sollte darüber besser Bescheid wissen. Aber das Budget der Kommune ist begrenzt. Nicht alles, was die vielleicht möchten, können sie auch umsetzen. Deshalb sagen wir: Lasst uns ein gemeinsames Experiment wagen!

Ähnlich wie diese surrealen Bilder aus der Reihe »World Underwater« des US-Fotografen Hayden Clay könnten auch die Nürnberger Inszenierungen die Menschen der Stadt aufrütteln



Braucht man Inszenierungen als eine Art Zeitmaschine, um die Menschen näher heranzubringen an die denkbaren Krisen der Zukunft?

Ja, denn leider hat man es in Städten nicht nur mit der Intelligenz der Vielen zu tun, sondern auch mit der Bequemlichkeit und der Verantwortungsverweigerung vieler. Aufrütteln werden wir nur mit einer Inszenierung, die die Leute nicht allein intellektuell anspricht, sondern auch emotional. Die Leute sollen auf authentische Widerstände stoßen und künftiges Leid nachempfinden. Wie fühlt es sich an, wenn man vor lauter Rauch nicht mehr atmen kann? So ergeben sich vielleicht schon erste Ideen für Lösungen. Anschließend verlegen wir die Inszenierungen in die digitale Welt, wo wir gezielter mit Projektinteressierten weiterkommunizieren können.

Brauchen so etwas vor allem die Älteren? Die Generation Greta erkennt den Ernst der Lage ja schon an.

Da bin ich mir nicht so sicher. Fridays for Future weist durch Protest darauf hin, wie dramatisch die Lage ist. Aber was sind machbare Strategien für Städte? Welche Aufgaben genau müssen in Angriff genommen werden? Das ist für alle schwer, da muss man erst mal in einen bestimmten Denkraum eintauchen und sich bestimmter Herausforderungen annehmen, die vielleicht erst in 30 Jahren kommen.

Geht es euch darum, wissenschaftliche Ergebnisse so anschaulich zu machen, dass daraus lokal zu bewältigende Aufgaben werden?

Ja, definitiv. Nur auf Basis von wissenschaftlichen Erkenntnissen können wir die Auswirkungen von Katastrophen wie der Klimakrise überhaupt fundiert in Szenarien und Geschichten umsetzen. Ähnlich arbeiten auch gute Science-Fiction-Autoren. Sie entwickeln mit einiger Fantasie Zukunftsszenarien, verankern das aber immer in den wissenschaftlichen und technischen Fakten der Gegenwart. Um die Leute damit emotional

zu erreichen, muss man die möglichen Problemlagen ein bisschen überspitzen. Aber immer auf Basis von Wissenschaft und Fakten. Das setzt umfassende Recherchen voraus.

Wird dieser Thinktank kontinuierlich bestehen bleiben?

Nein, man kann nicht permanent Katastrophe üben. Was wir entwerfen wollen, ist eine Methodik. Natürlich kann die auch genutzt werden, um sich mit anderen Ereignissen in der Zukunft auseinanderzusetzen.

Habt ihr Angst vor dem Präventionsparadox? Ihr helft, Schlimmeres zu verhindern, und später heißt es dann: Was habt ihr so einen Alarm gemacht?

Ich denke nicht. Dieses gemeinsame Aktivwerden für die Krisenresilienz Nürnbergs soll ja eine freudvolle Sache werden. Die Frage »Warum haben wir uns das angetan?« wird sich da gar nicht stellen. Aber mit kritischen Stimmen, die sagen »Nun hört mal auf, wir haben jetzt schon genug Krise gehabt«, ist schon zu rechnen. Wir werden unser Bestes geben, dass es anders wahrgenommen wird und die Ergebnisse für sich sprechen. Wir haben durchaus ein bisschen Respekt vor der Aufgabe, auch weil es da noch viele Unwägbarkeiten und Widerstände gibt. Aber wir sind ja mutig, wir springen gerne ins kalte Wasser. **L**

Wie das Projekt aus Nürnberg wurden auch Projekte aus Stuttgart, Leipzig und Hamburg in den Projektaufruf »Post-Corona-Stadt« aufgenommen. Weitere Informationen: www.nationale-stadtentwicklungspolitik.de



**Bundesinstitut
für Bau-, Stadt- und
Raumforschung**

im Bundesamt für Bauwesen
und Raumordnung



stadt:pilot

Magazin zu den Pilotprojekten der
Nationalen Stadtentwicklungspolitik

Herausgeber

Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und
Raumforschung (BBSR) im Bundesamt für
Bauwesen und Raumordnung (BBR)
Deichmanns Aue 31-37, 53179 Bonn

Redaktion

Katharina Hackenberg und Stephan Willinger
(verantwortlich / BBSR)
Oliver Geyer / DUMMY Verlag
(redaktionelle Koordination)

Umsetzung

DUMMY Verlag GmbH, Kirchstr. 1, 10557 Berlin

Autorinnen & Autoren

Davide Brocchi, Oliver Geyer, Kornélia R. Kiss, Katja
Richter, Stephan Willinger, Isabelle Zeiher

Bildredaktion

Trine Skraastad

Bildbearbeitung

Alex Küper

Art-Direktion und Design

Sabine Kornbrust

Korrektorat

Tina Hohl, Florian Kohl

Stand

Dezember 2021

Druck

Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung, Bonn.
Gedruckt auf Recyclingpapier

Bestellungen & kostenloses Abo

nsp-publikationen@bbr.bund.de

Bildnachweise

Cover Jörg Brüggemann/Ostkreuz S. 3 Hot With The
Chance of a Late Storm @James Dive S. 4 (o)
Laurence Chaperon S. 4 (u) Andree Kaiser S. 5 (l)
Jo Hempel S. 5 (r) Privat S. 6 (o) Privat S. 6 (u)
pö Homberg (Efze) S. 7 (l) Christoph Liebenritt
S. 7 (r) Privat S. 8-9 Verena Müller; Isabelle Zeiher (2)
S. 10-11 Verena Müller (2); Isabelle Zeiher; Emanuel
Herm S. 12-13 GROW @ SpY, www.spy-urbanart.com
S. 14-15 Centerfold: iStock by Getty Images (15);
chuttersnap/Unsplash.com; Markus Spiske/
Unsplash.com S. 18 (l) Privat S. 18 (r) Picturemakers/
Düsseldorf S. 19-22 Akos Stiller S. 23 Victoria Jung
S. 24, 26 World Underwater @ Hayden Williams

Nachdruck & Vervielfältigung

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur mit
genauer Quellenangabe gestattet.
Bitte schicken Sie uns zwei Belegexemplare zu.

ISBN 978-3-98655-004-2
Bonn 2021



FÜR ALLE, DIE STADT GEMEINSAM MACHEN

Die Neue Leipzig-Charta ist das zentrale Leitdokument für integrierte und gemeinwohlorientierte Stadtentwicklungspolitik – für's gemeinsam Stadtmachen.

Was steht drin? Einen komprimierten Überblick bieten unsere kostenfreien Vermittlungsmedien:

- › Infoposter
- › Neue Leipzig Charta im Pocket-Format
- › Erklärfilm-Reihe

Welche Fragen verknüpfen sich mit der Umsetzung auf nationaler und europäischer Ebene? Wo und wie entfaltet sich die „transformative Kraft der Städte“?

- › Debattenpodcast „stadt:radar“
- › Webinarreihe „stadt:impuls“

Das alles und noch viel mehr gibt's auf:
machtstadtgemeinsam.de

»Wenn der Wind
des Wandels weht,
bauen die einen
Schutzmauern,
die anderen
bauen Windmühlen.«

Chinesische Weisheit